Kritik
der
schönen Vernunft

---

von

einem Neger.

Fetz und Marokko,
bey den Gebrüdern Ylepp.
1800.
(Leipzig, Dyck)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

§. 1.

Eine Antwort.

Es hat seit einiger Zeit verlauten wollen, als wäre die unsichtbare Farbe des Geistes unsrer Nation (zu der ich mich zu zählen, mir für eine wahre Ehre schätze) eben so schwarz oder dunkel, als der bescheidene, anspruchlose Schmuck, womit die Natur die Haut unsres Leibes geziert hat. Man ist so dreist gewesen, zu behaupten: daß der menschliche Verstand eine Pflanze sey, die in dem ausgedörrten Boden unsres Gehirns durchaus nicht gedeihen, ja! gar nicht einmal Wurzel schlagen könne. Es wäre mir ein leichtes, das gerade Gegentheil zu zeigen. Ich könnte aus der Trigonometrie — nämlich aus

der Natur der Sinus und Tangenten, die zu den Winkeln gehören, unter welchen sich die graden Linien von den Endpunkten unserer Schläfe bis zum Mittelpunkte des Kinnes gegen einander neigen — hieraus, sage ich, könnte ich ohne Mühe beweisen: daß die so genannte Größe der Geisteskraft nur bey uns wohne, und daß jeder, dem die Welt jemals als einem ächten Genie den Tribut ihrer Verehrung gezollt hat, ein ausgearteter Abkömmling unsres Stammes seyn müsse.

Inzwischen will ich mich auch dieser kleinen Mühe überheben; theils, weil die Sache zu geringfügig für mich ist, theils weil die Verläumder meiner Nation doch in einem gewissen Sinne, (in welchem sie aber gewiß gern Unrecht hätten) Recht haben. Die Neger haben es nämlich mit allen Bewohnern der Erde gemein, daß seit Adams Falle ihre Vernunft mit Finsterniß umhüllt ist. Durch die dicken Nebel dieser Finsterniß hat noch kein Erdensohn hindurchschauen, keiner noch durch-

dringen können zu dem Tempel des Lichts, wo die lautere Wahrheit in ewig unveränderlichem Glanze ihre Wohnung hat.

§. 2.

Etwas vom Vater Adam.

Nur einer, seitdem die Menschen aus dem Paradiese vertrieben sind, wagte es, diesen Weg, an dessen Ziele eine so reizende Krone winkt, zu betreten. Doch was sag' ich: seit der Vertreibung aus dem Paradiese? Vater Adam mag wohl ein sehr guter Dichter gewesen seyn; denn er hatte, wie Poiret unumstößlich darthut, eine so lebhafte Einbildungskraft, daß, wenn er sich einbildete, er sähe oder äße einen Apfel, dieser Apfel so vor ihm lag, und seine Zunge dergestalt kitzelte, als wenn seine Sinne einen wirklichen Apfel empfunden hätten. Diese schöne Phantasie wäre nun freylich manchem Dichterlein unter seinen Söhnen zu wünschen, den es oft nicht wenig zernagte Federn kostet, auf

Apfel einen Reim zu finden. Inzwischen liegt es doch am Tage, daß unser guter Urvater dafür desto weniger Verstand hatte. Denn sonst wären wir gesonnen, uns zu verwundern, warum er sich von einem unvernünftigen Thiere, das doch den bösen Geist, der aus ihm sprach, unmöglich verläugnen konnte, mittelbarer Weise verführen ließ, in den verbotenen Apfel wirklich zu beißen; da er sich hätte mit der Einbildung, hereingebissen zu haben — die ihm doch eben so gut schmekken mußte — begnügen lassen können? Ich möchte fast auf den Gedanken gerathen: daß es zu seiner Zeit auch schon wahr gewesen sey: nitimur in vetitum etc. (Dieser Spruch ist zwar von einem Heiden, inzwischen muß er ihn, wie eine vernünftige Kritik leicht einsieht, irgendwo von einem Juden gehört haben.) Ja ich komme sogar in Versuchung, anzunehmen, daß alle nothwendige Wahrheiten, sogar das Einmal Eins, damals schon gegolten haben. Von dem letzten finden sich auch nicht undeut-

liche Spuren in dem ersten Kapitel des ersten Buchs Moses.

§. 3.

Eine Galanterie gegen die Mode.

Der einzige Mann nun, von dem ich sagte, daß er den ehrenvollen Weg zum Tempel des ewigen Nachruhms betreten habe — ob er gleich auf halbem Wege stehen blieb, und also nicht bis zu dem Tempel der Wahrheit vordrang — ist ein gewisser Herr Kant in Königsberg, welches bey Asien liegt, und Sr. Majestät dem Könige von Preußen zuständig ist. Dieser Herr Kant hat eine Kritik der reinen Vernunft geschrieben, und darin sehr große Entdeckungen gemacht. Er hat eigentlich erst alle Wissenschaften, die wir jetzt etwa haben mögen, erfunden; oder vielmehr, die einzige, die zuerst nöthig war, und die den Titel führt: daß alle Menschen seit Erschaffung der Welt eigentlich nichts gewußt haben. Dadurch hat er die Bahn ge-

brochen, und mehr gethan, als alle scheinbar große Köpfe seit mehrern tausend Jahren, ein Aristoteles, Leibnitz, Lessing. Die Thoren wollten von der menschlichen Seele, der Welt und ihrem Urheber räsoniren, und hatten eine grundfalsche Vorstellung von der ganzen Welt. Auch mögen die seyn wollenden Kenner anderer vorgeblichen Wissenschaften, der Physik, Chemie, Mathematik, ihre Waare einpakken, wir erklären dieselben hiermit feyerlich für Contrebande, und dispensiren die Krämer förmlich von ihren Geschäften, bis wir sie eines bessern werden belehrt haben. Denn wo kein Grund ist, da kann auch nichts Gründliches seyn. Nun aber gründen sich alle die genannten Wissenschaften, wie auch alle andere, auf Vorstellungen von der Welt und ihren Theilen. Mithin, da Kant unwiderleglich dargethan hat: daß noch kein Mensch eine richtige Vorstellung hiervon gehabt habe, so ist der Grund aller bisherigen scheinbaren Wissenschaften nichts; und sie selbst sind luf-

tige Gebäude, auf einem sehr lockern Boden, die von dem Windstoß der Kantischen Kritik gänzlich und insgesamt umgestürzt werden. Dazu werden nun freylich die Herrn Fakultisten scheel sehen; inzwischen muß der alte Sauerteig endlich einmal ausgefegt werden.

§. 4.

Aliud ejusdem argumenti.

Ob also gleich Herrn Kants nicht gemeine Talente rühmlich angefangen haben; so reichte doch sein Genie nicht hin, zu vollenden: dieß war dem unsrigen vorbehalten. Ich weiß nicht, woher es kömmt, daß wir weiter sehen? ob daher, daß wir auf seine Schultern getreten sind? oder weil die kühnern und stärkern Fittige unsres Genies uns höher tragen? Wir vermuthen das letztere; denn es wäre uns ein leichtes gewesen, die Erfindung, die er machte, gelegentlich auf einem Spaziergange ans Tageslicht zu bringen; und die neuen Schritte, die wir vorwärts gethan ha-

ben, erfordern unendlich viel mehr Kraft als die seinigen; je höher man an einem steilen Berge hinaufklimmt, desto gefahrvoller wird der Weg. Wir haben den höchsten Gipfel erreicht.

Zusatz.

Den Inbegriff unsrer, allen Glauben übersteigenden, Erfindungen, sind wir gesonnen, in einem Werke systematisch darzustellen, das etwa sieben Folianten stark werden dürfte, und den Titel führen wird: Kritik der kritischen Vernunft. Hierin sollen die Allgemeingültigen (d. h. selbst von Narren nicht zu läugnenden) Grundsätze aller möglichen Wissenschaften, nebst den Hauptlehren derselben, enthalten seyn, woraus die besten Köpfe die weitern Ausführungen werden herleiten können. Freylich wird die Welt mit heißer Begierde auf dieses Werk warten, uns gelegentlich mit Thränen um die Beschleunigung desselben flehen; mancher Buchhändler wird sich ein eignes Reitpferd

anschaffen, um täglich zu uns zu kommen, und um den Verlag davon uns zu bestürmen, allein wir können jetzt weiter nichts thun, als die Lern- und Gewinstbegierige Welt zur Geduld zu ermahnen. Denn wir können nur langsam arbeiten, da wir schon einen guten Theil der gesunden Säfte unsres Leibes zugesetzt haben. Ob wir uns nun gleich aus dem Leben im Raume und in der Zeit nicht viel machen; so will es doch unsere Frau nicht zugeben, daß wir die Güter, die sie von uns zu fordern hat, in trocknen Spekulationen verprassen. Sie achtet den Raum und die Zeit höher als wir, meint: es sey besser sechzig Jahr glücklich zu leben, als dreißig; besser, wenn die Waden einen weiten Raum einnehmen, als wenn sie in einem engen eingeschlossen sind. Auch ist es, obwohl für unser Talent nicht schwer, doch langwierig, alle mögliche Wissenschaften zu erfinden und aufs Reine zu bringen. So hab' ich z. B. das neue Zahlensystem noch nicht durchgedacht, weiß noch

nicht einmal wie viel zwey mal zwey ist. Ich vermuthe zwar, daß es wider alle Erwartung $= 15\,\frac{\;\;2\;2\;2\;2\;2\;2\;2}{9\;0\;9\;0\;9\;0\;9\;0}$ seyn werden; inzwischen könnte es auch leicht $= 15\,\frac{\;\;2\;2\;2\;2\;2\;\frac{8}{0}\;2}{9\;0\;9\;0\;9\;0\;9\;0}$ seyn. Hieraus wird nun ein jeder Vernünftiger leicht abnehmen können, daß ich nicht im Stande sey, der Begierde des Publikums sogleich ein Genüge zu thun; um sie aber doch eines Theils zu befriedigen, schreib' ich meine Kritik der schönen Vernunft, die ich hiemit der Bewunderung und dem Erstaunen Preis gebe. Zwey Anmerkungen muß ich noch vorauf schicken.

1) Man wird sich wundern, warum ich auf meine Schrift die Jahrzahl 1800 gesetzt habe. Die Sache ist diese: Was ich in dieser Schrift vortrage, ist zwar unwiderlegliche Wahrheit, aber sie wird mißverstanden und gemißhandelt werden. Wenigstens zehn Jahre werden dazu gehören, ehe sich

meine Mitbrüder so weit werden erheben können, meinen Spekulationen zu folgen. Es geht ja sogar den Kantischen Schriften so; die doch nur erst einen sehr entfernten Vorschmack meiner Werke enthalten. Diejenigen, die es schon errungen haben, sich zur Verehrung derselben zu erheben, trösten sich ganz richtig mit der Hoffnung beßrer Zeiten, wo man die Verdienste ihres Meisters einsehen und anerkennen werde, da man ihn jetzt blos deshalb angreife, weil man ihn mißverstehe. Sie stützen sich bey dieser Hoffnung mit großem Fug auf die Erfahrung. Newtons Entdekkungen, sagen sie sehr triftig, wurden anfänglich auch mißverstanden, und daher bestritten. Jetzt ist man einig darüber. So wird es mit den Kantischen Erfindungen auch gehn. Ob nun gleich, wie gesagt, dieser Schluß aus der Erfahrung seine volle Richtigkeit hat; so

ist doch zu bedauern, daß das Beyspiel Newtons gar nicht paßt. Das von Newtons Entdeckungen, worüber jetzt nicht mehr gestritten wird, ist das Mathematische in denselben; und darüber ist nie gestritten worden: das Uebrige ist noch eben so ungewiß, als es jemals war. Doch es thut mir schon leid, dieß nur gerügt zu haben; denn ich halte dergleichen Beweise — nicht für Irrthümer — sondern für sehr weise Mittel zur Erreichung eines doppelten Zwecks. Man kann mit Hülfe derselben (und aller andern von ihrem Gelichter) theils manches beweisen, was sich sonst gar nicht beweisen ließe, und wovon es doch Schade wäre, wenn es verloren ginge; theils auch gewisse Leser, die es sich eben keine wichtige Angelegenheit seyn ließen, sich um die Geschichte der menschlichen Kenntnisse zu bekümmern, zu Gläubigen zu machen.

Doch ich kehre zu meiner kleinen Schrift zurück — Ich habe ihr deshalb also das Jahr 1800 vorgesetzt, weil sie mit dem folgenden Jahrhunderte gleichsam erst anfangen wird, da zu seyn. Ich sehe dieser Zeit mit wahrem Vergnügen entgegen; und ob mir gleich mein zunehmendes Alter wenig Hoffnung läßt, sie zu erleben: und ob ich gleich vieles hätte schreiben können, in der Absicht, mich sogleich zum Ziele des Anstaunens zu machen, z. B. eine Theorie des Vorstellungsvermögens; so habe ich doch diesen schnell entstehenden, einem zwar späten, aber unvergänglichem Ruhme: für das Wohl der Menschheit gesorgt zu haben, aufopfern wollen.

2) Ich definire zwar nicht, was schöne Vernunft eigentlich sey; allein die Leser werden dieß wohl rathen. Definitionen haben einen doppelten Schaden. Erst-

lich hindern sie die möglichst größte Anwendbarkeit der Wahrheiten, indem sie nicht erlauben, einen einmal definirten Begriff bald so und bald anders zu gebrauchen. Sodann veranlassen sie nur Zank und Streit. Die Leser, die den Schriftsteller nicht verstehen, d. h. die nicht seiner Meynung sind, bekommen dadurch nur Gelegenheit, dem letztern alle Augenblicke etwas vorzuwerfen, was seiner Definition widerspricht. Hat man aber nichts definirt, so kann man die Begriffe nehmen wie man will, und die Zänker sogleich abweisen.

Daher ist es ein sehr guter Gedanke von Herrn Kant, daß er die Definitionen aus der Philosophie gänzlich verbannt, und in die Mathematik verweiset. Sie sind in der erstern, wie er sagt, ein unnützes (und wie ich hinzusetze: schädliches) Schellengeklingel.

Der Kritik der schönen Vernunft

I. Theil.

Grundwahrheiten.

I. Kap.

Untersuchung des Stoffs aller Werke der schönen Künste und Wissenschaften.

---

§. 5.

Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften.

Alle Gegenstände, die von jeder unsrer schönen Künste und Wissenschaften bisher sind dargestellt worden, sind sinnlich; d. h. man kann sie empfinden, oder durch die Sinne (entweder den innern, oder durch die äußern) erkennen.

Anmerkung.

Es war nämlich unsern Künstlern, wegen der Einrichtung der menschlichen Natur, nicht

möglich, auf eine andere Art als durch Versinnlichung der Gegenstände Rührung hervorzubringen. Von nun an muß das anders werden.

§. 6.

Worauf es bey ihrer Beurtheilung ankomme.

Die Gegenstände sind nun insgesamt entweder im Raume, wenn sie als außer uns daseyende Dinge vorgestellt werden; oder doch in der Zeit, wenn man sie blos durch innere Empfindungen wahrnimmt. Wenn wir daher über die sämtlichen Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften urtheilen wollen, so müssen wir zuerst fragen: was ist Raum und Zeit?

§. 7.

Ueber Raum und Zeit.

Raum und Zeit sind gar nichts, das etwa in der wirklichen Welt außer uns wirklich wäre; sondern es sind blos Beschaffenheiten

unsrer Seele, d. h. unsre Seele ist so eingerichtet, daß sie sich die Dinge so vorstellen muß, als wenn sie im Raum und Zeit wären. Man muß sich die Seele denken als einen Hohlspiegel. Wenn man diesem Gegenstände vorhält, so bekommen sie eine äußerst verstellte Gestalt, aber diese ist gar nicht in dem Gegenstande wirklich vorhanden, sondern rührt blos von der Einrichtung des Spiegels her. So mit unsrer Seele. Wenn ihr Gegenstände vorgehalten werden, so bekommen sie die verzerrte Gestalt, als wären sie im Raum und Zeit; aber diese Gestalt ist gar nicht in den Dingen selbst wirklich, sondern rührt blos von der Einrichtung unsrer Seele her.

Anmerkung.

Worin etwas angemerkt wird.

Den Beweis für diese Behauptung hat Kant schon ziemlich gut gegeben; doch muß man seinen Beweis noch mit folgendem Kardinalgrunde verstärken. Raum und Zeit sind gar nichts, das auf irgend eine Art in der

Welt wirklich wäre; denn wären sie etwas Wirkliches, so würden sie, da sie so ungeheuer große Massen sind, uns erdrücken: Nun thun sie das aber nicht; also ist es absurd, sie für etwas Wirkliches zu halten.

§. 8.

Eine Ungereimtheit.

Was nun aber in Etwas nicht Wirklichem existiren oder vorhanden seyn soll, das kann selbst nicht etwas Wirkliches seyn; denn sonst wäre etwas Wirkliches in etwas nicht Wirklichem; welches ungereimt! Wie kann z. B. ein Anker wirklicher Wein in einem blos eingebildeten Gefäße liegen? Also sind alle Gegenstände, die im Raum und Zeit vorgestellt oder empfunden werden, mithin alle Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften (§. 5.) nichts Wirkliches, sondern blos leere Vorstellungen in unsrer Seele. Da es nun lächerlich seyn würde, wenn ein vernünftiges Wesen, wie der Mensch, an Et-

was noch Vergnügen finden wollte, wenn er weiß, daß dieß Etwas Nichts — eine bloße Täuschung — sey; so ist klar, daß aller bisheriger Stoff aller schönen Künste und Wissenschaften ungereimt sey.

Des erstern Theils

zweites Kapitel.

Untersuchung der Form der Werke der schönen Künste und Wissenschaften.

§. 9.

Ein Axiom.

In jedem Werke, was schön seyn soll, muß eine Synthesis des Mannichfaltigen statt finden.

Beweis.

Wie? wird man hier sagen, wie? Ein Axiom beweisen? Ja! sage ich. Denn meine Philosophie unterscheidet sich auch durch den höchsten Grad der Gewißheit. Ich lasse durchaus kein Axiom zu. Jeder Satz muß bewie-

sen werden. Also auch der Satz des Widerspruchs? Allerdings! Wie nöthig das sey, sieht man ja schon daraus, daß der bisherige Mangel dieses Beweises scharfdenkende Männer verleitete, an der Wahrheit desselben zu zweifeln. Der Satz des Widerspruchs, sagt einmal ein tiefgelehrter Kantianer in der allgemeinen Litteratur-Zeitung, hat gar keine objektive Gültigkeit, und bestätigt dieß — um seinem Meister völlig getreu zu bleiben — durch viele Behauptungen, die dem gedachten Satze handgreiflich entgegen sind.

Also zum Beweise meines Axioms!

Was schön seyn soll, muß uns Vergnügen erregen. Nun aber ist das Vergnügen in unsrer Seele eine Synthesis, weil, wenn das nicht wäre, dasselbe zum Begriffe unsrer Seele gehören, und mithin die Seele beständig Vergnügen genießen müßte; welches ungereimt.

Wenn demnach ein Werk Vergnügen erwecken soll, so muß es selbst eine Synthesis

enthalten; denn sonst könnte aus diesem Werke keine Synthesis, mithin kein Vergnügen in die Seele übergehen; welches wider die Annahme, und also ungereimt ist. Folglich enthält jedes schöne Werk eine Synthesis. Diese muß ferner eine Synthesis des Mannichfaltigen seyn; denn Synthesis heißt die Hinzusetzung eines Dinges (sey es subsistirend oder inhärirend) zu einem andern. Ein Ding aber mit einem andern zusammengenommen, sind etwas Mannichfaltiges. Mithin ist jede Synthesis eine Synthesis des Mannichfaltigen. Folglich findet in jedem schönen Werke eine Synthesis des Mannigfaltigen statt. Welches zu erweisen.

Anmerkung.

Hieraus ist es kinderleicht zu ermessen, ja ich glaube sogar, der eifrigste Nachbeter eines berühmten Mannes könnt' es begreifen: daß alles, worin die Synthesis des Mannichfaltigen fehlt, nicht schön sey, und kein Vergnügen errege. So kann es z. B.

der Welt kein Vergnügen erregen, daß die Anhänger meines schon gedachten berühmten Vorgängers, des Herrn Kant, alles was er gesagt hat ohne Unterlaß wieder auftischen, und noch kein einziges neues Ingredienz zu dieser Seelenspeise hinzugesetzt haben. Aber sie sind des Sprüchworts eingedenk: Viel Köche verderben den Brey; und nur erst neulich gar kräftig an diese Wahrheit erinnert worden, indem ein und der andere versucht, von seiner eignen Kochkunst etwas hinzuzusetzen, aber den ganzen Brey so versalzen hat, daß er gar nicht mehr zu genießen ist. Eben so wenig kann es uns ergötzen, wenn die Säulen an einem großen Gebäude von einerley Art, und die Fenster von einerley Gestalt sind. Das ist ja keine Synthesis des Mannichfaltigen. Der gute Geschmack würde erheischen, daß jonische, dorische, korinthische Säulen, bald dicke bald dünne, bald hoch bald niedrig, bald weiß, bald grün, bald gelb mit einander abwechselten, daß das eine Fenster viereckigt,

das andere sechseckigt, das dritte rund, das eine mit großen, das andere mit kleinen runden und eckigen Scheiben versehen sey.

§. 10.
Noch ein Axiom.

In diesem Mannichfaltigen muß keine Einheit seyn.

Beweis.

Da das Wesen der Schönheit in der Synthesis des Mannichfaltigen besteht, (§. 9.) dieser aber die Einheit geradezu entgegengesetzt ist, (wie von selbst einleuchtet, und sogar vom Plato schon nicht undeutlich bemerkt ist. S. Platos Parmenides im Anfange) so muß dieselbe, wenn das Werk schön seyn soll, gänzlich verbannt werden.

Scholion.
Keine Schmeicheley.

Ich bin so glücklich gewesen, ein Stück von dem berühmten Händel zu hören; wenn ich nicht irre, so war es sein Judas Macca-

häus. Darin hat ein neuerer Componist viele Arien so nach seiner Manier modernisirt, und einige ganz umgeändert. Für die gewöhnlichen feinen, und dem Scheine nach geschmackvollen Kenner der Musik, erregte das nun ohngefähr eben die Empfindung, die ein geschickter Weinkenner hat, wenn man ihm ächten Achtundvierziger vorsetzt, darunter aber einige Gläser weichlichen Sekt, oder jungen geschwefelten Franzwein gießt.

Für mich aber war diese Musik ein himmlisches Vergnügen; denn beynahe, obwohl noch nicht ganz, war alle Einheit daraus verbannt; wenigstens hab' ich noch nichts Meisterhafteres in der Art gehört. Es war mir, als säh' ich ein schönes Mädchen, dessen Kleid himmelblaue Seide, aber mit sehr vielen Flekken von schwarzem, grünem und gelbem Tuch, von Leder und Sackdrehl besetzt wäre. Wen, der einen gereinigten Geschmack hat, sollte eine solche Synthesis des Mannichfaltigen nicht entzücken? Möchten doch alle Componi-

ſten dieſem treflichen Beyſpiele folgen. Viele zwar haben ganz ähnliche Kleider zuſammen geflickt — (ich könnte ſie nennen, wenn ich nicht beſorgte, ihre Beſcheidenheit in Verlegenheit zu ſetzen) — nur Schade! daß dabey die Grundlage von himmelblauer Seide, und das ſchöne Mädchen, welches dieſes Kleid trägt, fehlen!

§. 11.

Sentenz über die Form aller unſrer ſchönen Werke.

Nach dieſen Bemerkungen und unumſtößlichen Wahrheiten, die a priori feſt ſtehen, läßt ſich nun leicht beurtheilen, was von der Form zu halten ſey, in welcher man bisher alle Werke des Geſchmacks zuſammengeſetzt hat.

Die allgemeine Form derſelben iſt: daß ſie Einheit haben, wenigſtens haben ſollen. Da nun gerade das Gegentheil ſtatt finden ſoll und muß, (§. 10.) ſo iſt die Form aller

bisherigen Werke der schönen Künste und Wissenschaften abgeschmackt.

II. Theil.

Abgeleitete Regeln und Wahrheiten.

---

§. 12.

Wird Verdruß erregen.

Alle Maler, Bildhauer, Dichter ꝛc. die bisher gelebt haben, sind so gut wie nicht vorhanden; ihre Werke sind gänzlich unbrauchbar: denn Materie und Form derselben sind ungereimt. (§. 11. und 8.)

§. 13.

Scholion I.

Beyläufige Lobrede.

Einem gewissen Schriftsteller — ich bedaure, daß ich ihn nicht kenne, ich würde sonst seinen Namen in diesem meinen Werke der Ewigkeit übergeben; denn er muß ein recht

hellsehender Kopf seyn, da er auf einen so guten Einfall gekommen ist, der soviel Scharfsinn verräth; obgleich manche gestrenge Philosophen, wie ich weiß und selbst gesehen, darüber gelacht haben — diesem gewissen Schriftsteller nun hat der Gedanke, den ich so eben in das hellste Licht gestellt habe, von fern her vorgeschimmert. Er sagt: „Was ist der Nutzen von Klopstocks Meßiade?“ Zürne nicht, verehrungswürdiger Sänger des Messias, und du sein himmlischer Genius! Der Zauber deiner Harmonie drang in das Herz der Sterblichen, in die geheimsten Winkel desselben mit unwiderstehlicher Allgewalt; fachte jeden edlern Funken an, der noch schlummerte; erwärmte, entflammte das Gefühl für Religion! Drum zürne nicht; dein Streben war edel, und herrlich die That. Die Freudenthänen der Edlen, die deine Harmonie zu hören im Stande sind, die göttliche Ruhe, die du in ihr Herz singst, rufen dir das laut zu. Doch — drum zürne über den ange-

führten Schriftsteller nicht — das alles ist nur Erscheinung; mithin bloße Vorstellung in uns; und nichts Reelles in den eigentlichen Dingen, die an und für sich existiren. (§. 8.) Drum kann man mit Recht sagen: Was ist der Nutzen von Klopstocks Meßiade? was von der Odyßee? und den Werken der Schöpferkraft Schakspears und Göthe's? Form und Materie ist ungereimt. (§. 11. 8.)

§. 14.

Das Blatt wendet sich.

Eben dieses strenge Gericht muß natürlicher Weise auch über die Theoristen ergehen, vom Aristoteles an bis auf die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Sie sind insgesamt ungereimt. Nur einige haben das Licht in der Ferne schimmern gesehen; inzwischen hat ihre schwachen Augen auch dieser geringe Schimmer geblendet. Wir wollen doch unser Urtheil mit einigen speciellen Untersu-

chungen belegen; sonst möchten sich die gewöhnlichen Menschen daran stoßen, und uns gar zu sehr mißdeuten! Wenn Aristoteles in seiner Theorie des Trauerspiels von den Erfordernissen zu einer vollkommenen tragischen Handlung oder Fabel (μυθος) redet; so bringt er dreyerley in Anschlag. 1) Den Glückswechsel (die Peripetie), 2) die Erkennung, und 3) das Leiden. In Rücksicht auf das erste oder die Peripetie, fährt er fort, ist die Fabel entweder eine verwickelte (μυθος πεπλεγμενος) das heißt, worin ein Glückswechsel vorkömmt; oder eine einfache (μυθος απλος) worin dergleichen nicht vorkommt; und beide Arten sind zulässig. Wie abgeschmackt, eine einfache Fabel! worin nicht Glücks- und Unglücksfälle abwechseln, worin nicht vier oder fünf reiche glückliche Personen von dem Gipfel ihrer Hoheit hinabgestürzt werden, und ihr Leben an dem Dolche eines Mörders verbluten! oder worin nicht ein unglückliches schmachtendes Mädchen die glück-

liche Frau — oder Geliebte — eines jungen, schönen, reichen Herrn wird. Wo bleibt da die Synthesis des Mannichfaltigen? Wie kann das ewige Einerley ergötzen? Besser verstand der Verfasser jenes Trauerspiels sein Handwerk, der sechs vierundzwanzigpfündige Kanonen auf das Theater kommen, und auf eine fröhliche Gesellschaft dergestalt donnern ließ, daß nur wenige mit dem Leben, und niemand mit gesunden Gliedern davon kam, und die Coulissen mit rothem Menschenblute schön gefärbt wurden! Dieser glückliche Dichter wußte es besser, daß eine Peripetie zum Trauerspiele gehöre, und daß die einfache Fabel (μυθος απλος) des schalen Aristoteles ein Unding sey. Sanfte Frühlingslüfte umsäuseln sein Grab, und der Zephyr wehe ihm Kühlung zu, auf daß er mit Vergnügen zu Staube werden möge!

Von gleicher Art sind alle übrigen aberwitzigen Behauptungen des Aristoteles; wie

wie man aus der angeführten leicht wird ersehen können.

Nicht minder unglücklich ist Lessing gewesen. Er behauptet z. B. daß in der Association der Vorstellungen und in dem Style eines Gedichts Haltung seyn müsse, d. h. so wohl die Art der Gedanken, zu welcher die Personen übergehen, als auch die Größe des Uebergangs (Inbegriff der Vorstellung, die beym Uebergange überhüpft werden) müssen gleichförmig seyn, und der Styl muß nicht bald unter das tenue bald unter das medium, und bald unter das sublime dicendi genus gehören. Noch weniger aber muß man bald in Schwulst und bald ins Kriechende verfallen. Nach ihm müssen also Stellen wie diese, wo es statt:

„Bedienter! komm' und zieh' mir die Stiefeln aus!" heißt:

„Niedrigerer als ich! durchschneide die „Luft, und entlaste die Träger des Kalbfells!" nicht mit solchen abwechseln:

„Als die Kinder Israelis durchs rothe Meer zogen, stand an beiden Seiten das Wasser, gleich einer Wand, und große und kleine Fische guckten durch, gleichsam als guckten sie zum Fenster heraus, und freuten sich über die Kinder Israels.“

Lessing, Lessing! o si tacuisses! Wie einfältig ist die Regel: daß Association der Vorstellungen und Styl gleichförmig seyn sollen; denn sie ist gegen unsern 10ten §.

Die Beobachtung dieser Regel, und der übrigen, die Lessing eben so verkehrt aufstellte, ist auch der Grund, warum seine Minna von Barnhelm ein so elendes Stück ist, woran schlechterdings kein Mensch von gereinigtem Geschmack Vergnügen finden kann.

Viel besser machen es manche andere Dichter, die von diesen Regeln nichts wissen; bald von einem Gedanken zum andern fortschleichen (welches man gewöhnlich Weitschweifigkeit nennt) bald durch einen lyrischen Sprung sich fortstürzen, bald schwülstig und bald krie-

chend reden; und auf diese Weise die schönste Synthesis des Mannichfaltigen in ihre Werke bringen. Denn wenn diese Regel völlig erfüllt werden soll, so sieht man leicht, daß es nicht genug sey, Meister von den drey generibus dicendi (tenui, medio atque sublimi) zu seyn; sondern man muß alle möglichen Stufen von einem Extreme bis zum andern, vom Kriechenden bis zum Schwulste durchgehen.

Nur wer dieß zu leisten im Stande ist, kann Werke für die Ewigkeit schreiben. Bisher hat es aber noch niemand gekonnt. Denn Dichter von der eben bemerkten Art sind zwar der beiden Extreme, der niedrigsten und höchsten Stufe mächtig, kommen aber auf dieselben nur durch Sprünge, und sind nicht vermögend die mittlern Stufen, besonders die beiden, worauf das genus medium atque sublime liegt, zu betreten. Dichter von der andern Art aber, wozu exempli gratia Homer, Klopstock, Euripides, Schak-

spear, Lessing, Göthe, Wieland rc. gehören, tummeln sich auf den mittlern Stufen herum, und ihr Fuß hat nicht Stärke und Gelenkigkeit genug, auf die niedrigste und höchste Stufe in der großen Leiter, wo der Schwulst und das Kriechende liegen, zu treten. Folglich fehlt es ihnen immer an der erforderlichen Männichfaltigkeit.

Alle andern Theoristen haben unter andern den Grundsatz gemein, daß die Werke der schönen Künste und Wissenschaften der Natur getreu seyn müssen. Aber was heißt Natur? Nichts anders, als die Welt, in so fern ihre Theile mit Kräften begabt sind, die sich nach gewissen Regeln verändern.

Allein diese ganze Welt, mit allen ihren Theilen und Kräften und Gesetzen, ist gar nichts Reales, sondern eine leere Vorstellung (§. 8.).

Der Grundsatz: die Werke der schönen Künste und Wissenschaften sollen der Natur getreu seyn! heißt also: sie sollen dem Nichts

getreu seyn, und ist daher selber nichts und ungereimt.

Mit Hülfe des bisher Gesagten wird nun ein jeder, der es nur recht beachten will, eigenhändig urtheilen können, wes maßen, und auf was Weise es wahr sey, was wir gesagt haben: daß nicht allein die Werke der schönen Künstler, sondern auch die der Theoristen gänzlich unbrauchbar seyn; dergestalt, daß es ihnen besser wäre, es würde ein Mühlstein an ihren Hals gebunden, und sie ersäufet im Meere, wo es am tiefsten ist. Bisher glaubte man, das Meer sey am tiefsten, da wo es tiefer ist als an allen andern Orten; aber wie man sich jetzt eines bessern belehrt hat, so liegt die tiefste Stelle desselben nicht weit von Amerika, gerade dem Brocken gegenüber; denn da geht es durch die ganze Erde hindurch, bis in die Spitze dieses weltberühmten Gebürges. Daher kömmt es auch, daß die Kuppe desselben beständig naß und morastig ist, und daß man auf derselben das Meer kann brausen hö-

ren, wenn man das Ohr auf die Erde legt, und sich fest einbildet, man höre es. Auch sollen an jenem gefährlichen Orte der See viele reiche Schiffe untergegangen seyn, deren Schätze alle in der Kuppe des Brocken begraben liegen. Schade nur, daß man sie nicht herausholen darf, und daß die schönen Goldsteinchen und Edelgesteine da verrosten müssen. Denn ob es gleich nur einige Stiche mit dem Spaden kosten würde, sie zu finden, so darf doch niemand diese Stiche thun; weil sonst das Meer hindurch treten, und ganz Europa überschwemmen würde. Ein Mittel zu finden, diese Schatzgräberey ohne graben zu bewerkstelligen, das wäre so ein Problem für die Goldmacher!

§. 15.

Philosophischer Seitenblick.

Indem ich das Vorstehende schrieb, fiel mir ein Einwurf ein, den mir vor einiger Zeit einer meiner gelehrten Freunde machte, und

den ich bey dieser Gelegenheit zu Boden schlagen kann. Ich bin mit diesem meinen Freunde auf Universitäten gewesen, und habe einen sehr engen Umgang mit ihm gehabt, ob unsre Lebensart gleich sehr verschieden war. Denn er war sehr eifrig in seinen Studiis, versäumte nie ein Collegium, und schrieb alle Worte, die vom Catheder kamen, selbst die nicht ausgenommen: „wir sind gestern stehn geblieben“, sorgfältig nach. Ich hingegen war nachlässig, arbeitete zuweilen, wie es die großen Genie's machen, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch, und glaubte des Morgens, es wäre bald Zeit zum Abendessen: und zuweilen auch Wochen lang gar nicht; und in die Collegien ging ich fast nie. Es war mir viel zu langweilig, da zu sitzen und anzuhören, was eigentlich nur für schwache Brüder vorgetragen wird. Und wozu, dacht' ich, braucht man auch zu wissen, was andre, was Leibnitz und Wolf gelehrt haben. Dieß zu erforschen, damit mögen sich andre die Zeit ver-

derben. Soll man einmal Gebrauch davon machen, sie etwa widerlegen; so kann man ja geradezu behaupten: Leibnitz hat das und das gesagt; (man hat überdem dabey den Vortheil, daß man den Leibnitz immer so etwas kann behaupten lassen, was sich leicht widerlegen läßt!) oder dieß auf Glauben von andern annehmen, wenn uns diese auch vorsagen: Leibnitz habe gelehrt: der Teufel sey eine Querpfeife. — Dieses Betragen nun verwieß mir gedachter mein Freund sehr oft und nachdrücklich, inzwischen blieben wir doch in gutem Vernehmen, und vor ein paar Tagen überraschte er mich mit seinem ausnehmend erfreulichen Besuche. Ich saß mit einer eben angebrannten Pfeife auf dem Sopha, und dachte bey Gelegenheit des sanft aufsteigenden Tabakrauchs über die Amphibolie der Reflexionsbegriffe nach, als er die Thür öfnete, und so zu reden anhub (ich will ihn redend einführen, damit jeder die ganze Stärke seines Einwurfs fühlen möge):

„Ich freue mich herzlich, Euch wohl zu „sehen, benebst meiner Frau, die Euch bestens „grüßen läßt. Wenn Ihr Euch noch nicht „überzeugt habt, daß eure Kritik der schönen „Vernunft zum Verderben führe, so will ich „Euch einen Einwurf machen, der Euch gewiß „belehren wird.“

Ich merkte sogleich, daß eine Amphibolie in seinen Begriffen stecke, und antwortete: „Seyd mir tausendmal willkommen! Wie be„findet sich Eure Frau, und wie lautet Euer „Einwurf?“

„Kein Dichter (fuhr er fort) kein Maler, „und kein schöner Künstler überhaupt kann et„was Vorzügliches leisten ohne Begeisterung. „Das Feuer der Begeisterung aber wird an„gezündet und genährt durch den Genuß der „schönen Natur, und kann mithin keinem zu „Theil werden, der Eurer Philosophie zuge„than ist. Denn wer mit Euch Raum und „Zeit für blos leere Formen in seinem Gehirn „hält, und also fest glaubt, daß die ganze

„schöne Natur, die in gedachter Form existirt,
„so wie er sich dieselbe vorstellt, ein bloßes
„Schattenspiel an der Wand seines Gehirns
„sey, der kann, ohne der abgeschmackteste
„Thor zu seyn, durch alle ihre Schönheiten
„nicht erwärmt, belebt, begeistert werden.
„Er wäre einem Knaben zu vergleichen,
„der auf einem Stecken reitet, und sich
„über sein Pferd freut. Die lebhafte
„Vorstellung des ungemessenen Weltalls ent-
„zücket den Anschauenden. Ist aber dieses
„ungemessene Weltall, sind die unzähligen
„Sonnen und ihre Systeme, die, immer wie-
„der zu größern Systemen vereinigt, zu einem
„erhabnen Ziele streben, insgesamt blos in
„dem Gehirne des Anschauenden, so ist das
„eine Karrikatur, die ihm, wenn er weise ist,
„ein Lächeln abzwingt, und ihn nur dann be-
„geistern kann, wenn er ein alberner Thor
„ist. In beiden Fällen aber wird er nie ein
„Dichter, Maler rc. werden. Wenn da-
„her = = "

„Ohe jam satis est!“ fiel ich meinem Freunde in die Rede; „ich verstehe den ganzen Einwurf, und merke wohl, auf welchem Mißverständnisse er beruht.“

Hierauf belehrte ich meinen Freund durch das, was sich aus dem vorigen von selbst ergiebt. Er hatte nämlich in gewissem Verstande ganz Recht. Die ganze sogenannte schöne Natur ist, so wie sie vorgestellt wird, ein Schattenspiel an den Wänden unsers Gehirns, und kann daher einen Vernünftigen allerdings nicht in Begeistrung setzen. Aber das soll sie auch nicht. Wir haben bewiesen (§. 8.), daß die ganze Natur ein untauglicher Stoff sey für die Werke der schönen Künste und Wissenschaften, der von unserer Kritik durchaus verworfen wird. Der gedachte Einwurf ist also gar nicht gegen unsre Lehren, sondern drückt nur den Sinn derselben aus. Wir lassen keine Dichter und Künstler zum Parnaß, die auf den Flügeln der Begeistrung durch das Anschauen der sogenannten schönen Natur

hinauffliegen wollen. Sie sind insgesamt irrende Don Quixotte, die man bemitleiden muß.

„Aber, wird man, niedergedrückt von der Zentnerlast unserer Gründe, ausrufen, wenn ihr das ganze herrliche Gebäude der schönen Künste und Wissenschaften, das bisher uns armen Sterblichen majestätisch, ehrwürdig, liebreich und reizend in die Augen stralte, auf eine alles zermalmende Weise danieder reißt, was baut ihr dafür wieder auf? was gebt ihr dem schönen Künstler wieder, da ihr ihm die ganze Natur nehmt? welchen Stoff, welche Form, da beide, wie man sie bisher hatte, durchaus untauglich seyn sollen?“

Wir könnten nun zwar nach dem Beyspiele mehrerer berühmter Männer mit stolzer Selbstgefälligkeit über den Trümmern der niedergerissenen Gebäude einhergehen, ohne auf die gedachten Fragen zu antworten. Inzwischen da dieses gerade das schwerste ist, so wollen wir das Publikum durch die Beant-

wortung derselben auch in diesem geheimen Theil unserer Kritik der schönen Vernunft einweihen, um unsern Ruhm noch fester zu gründen. Das leitet uns also auf die Untersuchung der schwersten aller Fragen: Wie sind überhaupt schöne Werke möglich?

§. 16.

Für die Ueberschrift zu diesem §. hat die Sprache keine Worte.

Außer den Dingen, die durch die äußern und innern Sinne in der ganzen Natur mögen wahrgenommen werden, und die insgesamt für die schönen Künste und Wissenschaften eigentlich ein unbrauchbarer Stoff sind (7. 8.), giebt es nun keine andern, als diejenigen, die auf keine mögliche Weise durch unsere Sinne vorgestellt werden können, weder durch die äußern, noch durch die innern Sinne, das ist, die intelligiblen Gegenstände; als da sind unsre einfache Seele, die Monaden, woraus die Körper eigentlich zusammen

gesetzt sind, die verschiedenen Arten der guten und bösen Geister in den Sternen, in der Luft, in der Erde, in der Unterwelt; nebst ihrem Heerführer, dem Vater der Lügen. Diese intelligibeln Gegenstände, und sie allein nur sind Dinge an sich, wahre Dinge, die wirklich existiren, auch wenn wir sie uns nicht vorstellen, die mithin nicht blos in einer Vorspieglung unsrer Sinnlichkeit bestehen. Folglich sie allein sind es, die den schönen Wissenschaften und Künsten einen würdigen, und der erhabnen Vernunft des Menschen angemessenen Stoff darbieten. Nur versteht es sich nach dem vorigen von selbst, daß man diese intelligiblen Gegenstände nicht etwa unter Bildern vorstelle, wie einige unserer Dichter und Künstler gethan haben; (denn sonst fände ja die eben gerügte Betrügerey wieder statt, die wir durch unsre Kritik aufgedeckt haben) sondern es müssen diese Gegenstände ganz rein, in ihrer eigenthümlichen Gestalt, wie sie an sich sind, dargestellt werden.

Aber wie gelangen wir zur Erkenntniß derselben, da sie durch die Sinne auf keine Weise erkannt werden können, und da auch, wie Herr Kant ziemlich gut bewiesen hat, die spekulative oder theoretische Vernunft dieselben zu erkennen nicht im Stande ist?

§. 17.

Vorspiel.

Es ist in der That ein treflicher Gedanke, den mein oftbelobter großer Vorgänger gehabt hat, sich von dem Daseyn einiger intelligibeln Dinge, nämlich von dem Daseyn der Gottheit, und von der Unsterblichkeit der Seele, mit Hülfe der praktischen Vernunft zu überzeugen, da wir hier mit der theoretischen Vernunft und mit den Sinnen gar nichts auszurichten vermögen. Inzwischen hat er sich doch, weil die Sache so schwer ist, dergestalt verblenden lassen, daß er einige auffallende Widersprüche, in die er sich verwickelt hat, nicht bemerkte. Er behauptet z. B. einmal,

„daß wir von dem Daseyn Gottes, ja! von seiner Möglichkeit schlechterdings nichts zu erkennen vermögen,“ und das andremal: „daß wir das Daseyn Gottes nothwendig annehmen müssen, weil wir sonst nicht überzeugt seyn können, daß die Tugend auf eine angemeßne Art belohnt werde, welches wir doch so sehnlich wünschen; also giebt es einen Gott.“ Um also diesen Wunsch zu befriedigen, sollen wir das Daseyn Gottes annehmen, sollen einen Gott — von dessen Möglichkeit wir nicht einmal etwas wissen — glauben, weil wir desselben bedürfen; sollen ihn also zum Produkt unserer Bedürfnisse machen! Das ist nicht besser, als wenn ich so räsonniren wollte: Ich muß nothwendig annehmen, daß es ein schönes Mädchen giebt, welches mich herzlich liebt; denn sonst könnt' ich ja nicht überzeugt seyn, daß ich je einen recht zärtlichen Kuß bekommen werde, welches ich doch so sehr wünsche. Also giebt es ein schönes Mädchen, das mich herzlich liebt.

Aber,

Aber, um ein andres Beyspiel zu gebrauchen, Herr Kant behauptet einmal: Kein einziger reiner Verstandsbegriff (als Möglich, Wirklich, Nothwendig, Ursach,) könne auf Dinge an sich, oder intelligible Dinge angewandt werden; und das andremal: unsre praktische Vernunft gebiete einen Gott anzunehmen, weil sonst die Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit nicht statt finden könnte. Da soll Gott, der doch ein intelligibles Ding ist, nicht blos möglich, sondern auch wirklich, nothwendig und eine Ursach (von der schicklichen Belohnung der Tugend) seyn; da werden also die gedachten Verstandsbegriffe auf ein intelligibles Ding angewandt, welches dem vorigen widerspricht. Dergleichen könnt' ich mehr anführen, wenn es meinem Zwecke nicht zuwider wäre, mich bey solchen Kleinigkeiten, dergleichen offenbare Widersprüche in einem dunkel geschriebenen Systeme jederzeit sind, länger aufzuhalten; und wenn diese Widersprüche nicht

in der Natur der Sache lägen, welches kürzlich zu entwickeln dem Geiste meiner Untersuchungen angemessener ist.

§. 18.

Der Vorhang wird aufgezogen.

Die Vernunft, so fern sie sich mit moralischen Gegenständen beschäftigt, und uns Sittengesetze vorschreibt, nach denen sich unsre freyen Handlungen richten sollen; mit einem Worte, die praktische Vernunft hat es mit der spekulativen gemein (welches von Herrn Kant ganz ist übersehen worden): daß sie sich bey ihren Ideen, wenn sie uns auf die Erkenntniß unsinnlicher Gegenstände führen will, in absolut nothwendige Widersprüche verwickelt, die ich Antinomien nennen will. Aus diesen unvermeidlichen Widersprüchen erhellet zur Gnüge, daß die praktische Vernunft auf einem ganz falschen Wege seyn, daß sie ganz unmögliche Voraussetzun-

gen machen müsse. Denn wenn ihre Widersprüche aus wahren Voraussetzungen folgten, so müßten diese Widersprüche selbst etwas Wahres seyn; welches ungereimt. Daher werde ich in meinem oben erwähnten großen Werke die praktische Vernunft in ihre gesetzmäßigen Grenzen zurückweisen, welches bey der Kürze dieser Schrift nicht thunlich ist. Hier will ich nur ihre Antinomien aufdecken. Das höchste Geschäft der praktischen Vernunft ist: Gesetze vorzuschreiben, wornach sich die freyen Handlungen richten sollen. Hiemit hangen vier Ideen zusammen: von einem höchsten Gute, von Unsterblichkeit, von dem Daseyn Gottes, und von einem höchsten Sittengesetze. Ueber diese Ideen muß sich die praktische Vernunft nothwendig mit sich selbst zanken. Sie baut auf jede Idee eine Behauptung, die sie streng und unwiderleglich beweiset; aber auch zugleich eine andere, der erstern geradezu widersprechende Behauptung, die einen eben so unwiderleglichen Beweis für sich hat. Wir

woller doch diesem sonderbaren Schauspiele zusehen.

§. 19.

Ein Schauspiel.

Erste Antinomie der praktischen Vernunft.

Thesis I.

Es giebt ein höchstes Gut, unter welchem nämlich die höchste Würdigkeit, glückselig zu seyn, verbunden mit der höchsten wirklichen Glückseligkeit zu verstehen ist.

Beweis.

Wenn wir nicht verbunden wären, der höchsten Würdigkeit glückselig zu seyn,

Antithesis I.

Es giebt kein höchstes Gut; ja! dieses muß durchaus unmöglich seyn.

Beweis.

Gäbe es ein höchstes Gut, so wäre der höchste Grad der Tugend (oder der Würdigkeit, glückselig zu seyn), dem doch die Vernunft nachzustreben gebeut, unmög-

nachzustreben, so fiele die ganze Moralität übern Haufen, welches ungereimt. Also findet die gedachte Verbindlichkeit statt. Sie würde aber wiederum ungereimt seyn, wenn es keinen Bewegungsgrund gäbe, ihr nachzukommen; denn der Wille kann schlechterdings nur durch Bewegungsgründe bestimmt werden. Ein solcher Bewegungsgrund aber würde nicht da seyn, wenn nicht mit der höchsten Würdigkeit, glückselig zu seyn, der höchste lich; und wir hätten eine ungereimte Verpflichtung. Denn soll die Tugend den höchsten Grad haben, so muß sie im höchsten Grade uneigennützig seyn. Das ist sie aber nur alsdann, wenn wir mit der wahren und apodiktisch gewissen Ueberzeugung tugendhaft handeln: unsre Tugend werde nicht belohnt werden. Diese Ueberzeugung ist aber nur möglich, wenn das höchste Gut etwas durchaus Unmögliches ist. Also giebt es kein höchstes

Grad von Glückseligkeit (wenigstens in Rücksicht auf den ganzen Umfang unsers Daseyns) verbunden wäre. Also ist er damit verbunden; also giebt es ein höchstes Gut.

Gut; es ist dasselbe durchaus unmöglich.

Zweite Antinomie der praktischen Vernunft.

Thesis II.

Die Seele ist unsterblich.

Beweis.

Wir können das höchste Ideal der Tugend niemals ganz erreichen, und niemals den höchsten Grad der Glückseligkeit ganz ge-

Antithesis II.

Die Seele ist nicht unsterblich.

Beweis.

Wäre die Seele unsterblich; so würde das höchste Gut möglich seyn (Thesis I.); da dieß aber ungereimt ist (Antithesis I.), so

nießen (weil wir in beiden Fällen unendliche Wesen seyn müßten); sondern das höchste Gut kann für uns nur in einem unaufhörlichen Annähern an das Ideal der Tugend und Glückseligkeit bestehen.

Dieses aber, und mithin das höchste Gut selbst (Th. 1.) würde unmöglich seyn, wenn die Seele nicht unsterblich wäre. Also ist unsre Seele unsterblich.

ist die Seele nicht unsterblich.

Dritte Antinomie der praktischen Vernunft.

Thesis III.

Es giebt ein aller-

Antithesis III.

Es giebt kein aller-

vollkommenstes Wesen, das die Welt regiert.

Beweis.

Zum höchsten Ideale der Glückseligkeit gehört auch die äußere Glückseligkeit mit. Diese hängt von den Dingen in der Welt ab, mit denen wir in Verbindung stehen; diese Dinge aber hangen gar nicht von uns und unserer Tugend ab. Es würde also zweifelhaft seyn, ob es ein höchstes Gut gebe, wenn nicht ein Weltregierer vorhanden wäre, der alles in der Welt so anord-

vollkommenstes Wesen, das die Welt regiert.

Beweis.

Gäbe es einen solchen Weltregierer, so müßte derselbe die Tugend auf das angemessenste belohnen. Es würde also ein höchstes Gut geben. Da dieß nun ungereimt ist, so giebt es kein höchstes Wesen, das die Welt regiert.

nete, daß unsre Glückseligkeit mit unsrer Tugend übereinstimmte. Da nun das erstere ungereimt seyn würde (Thesis I.); so muß es ein unendliches Wesen geben, von dem die Welt regiert wird.

Vierte Antinomie der praktischen Vernunft.

Thesis IV.

Es giebt ein höchstes Sittengesetz, das so lauten muß: „handle nach solchen Maximen, von denen du wollen kannst, daß alle vernünftige Wesen darnach handeln!"

Antithesis IV.

Es giebt kein höchstes Sittengesetz, das so lautet: handle nach solchen Maximen ꝛc.

Beweis.

Denn welches sind diese Maximen? Diejenigen, durch deren

Beweis.

Durch Beobachtung dieses Gesetzes bey allen freyen Handlungen kommen wir dem höchsten Gute immer näher; also (Th. 1.) muß dieß das höchste Sittengesetz seyn.

Befolgung die größte Glückseligkeit für den ganzen Wirkungskreis des handelnden Wesens entsteht. Dann aber würde die Tugend wieder auf Eigennutz beruhen. Wir würden tugendhaft handeln, weil daraus Vollkommenheit fürs Ganze, (und mithin auch für uns) entsteht.

Also kann das gedachte Gesetz nicht das höchste Sittengesetz seyn.

§. 20.

Der Stein der Weisen.

Da demnach die praktische Vernunft, wenn sie von intelligiblen Dingen, z. B. Unsterblichkeit der Seele, etwas erkennen oder behaupten will, sich in nothwendige Widersprüche verwickelt, so ist es ungereimt, wenn sie sich an dieses Unternehmen wagt. Herrn Kants Gedanke, durch die praktische Vernunft dergleichen zu bewerkstelligen, war also nur im Ganzen genommen gut, indem er den rechten Gesichtspunkt auf der einen Seite gefaßt hatte. Es ist nämlich richtig: die theoretische Vernunft, oder die spekulative, kann uns nicht zur Erkenntniß der intelligiblen Dinge führen; aber die praktische auch nicht; denn das ist ungereimt, wie wir eben gesehen haben. Nun welche Vernunft kann es denn?

Keine andre als die schöne. Es ist das höchste schöne Postulat (primum postulatum pulchrum venustum); oder das noth-

wendige, unerläßliche Gebot der schönen Vernunft: handle einer allgemeingültigen Synthesis des Vergnügens gemäß; d. h. handle jederzeit so, daß daraus für dich und Andre die größte mögliche Summe des wahren Vergnügens entstehe. Nun ist es aber unumstößlich gewiß: ultra posse non datur obligatio. Wenn uns demnach die schöne Vernunft die gedachte Verpflichtung unerläßlich auflegt, so muß es auch möglich seyn, sie zu erfüllen.

Dieß würde aber unmöglich seyn, wenn es keine intelligible Dinge (Dinge an sich) gäbe, in Beziehung auf welche man handeln könnte, weil alles übrige nur einen Thoren ergötzen kann (§. 15.); also muß es dergleichen Dinge geben.

Jeder Nachdenkende, der diesen so einleuchtenden Beweis für das Daseyn der intelligiblen Dinge liest, wird sich aus Unwillen über sich selbst vor die Stirn schlagen, und

ausrufen: „wie war es möglich, daß du nicht „selbst schon längst darauf kamst!“ und doch hat sich noch niemand etwas davon träumen lassen.

§. 21.

Omne scibile et quaedam alia.

Wir wären sonach von dem Daseyn intelligibler, eigentlich wahrer Dinge überzeugt.

Aber wie erkennen wir etwas von ihnen? Wie können wir uns aus dem Zustande unserer gänzlichen Unwissenheit in Absicht auf dieselben herausreißen, da uns weder Sinne, noch spekulative, noch praktische Vernunft etwas von ihnen offenbart?

Eben die schöne Vernunft, die uns das Daseyn dieser Dinge wieß, wird uns auch hier behülflich seyn. Ich behaupte: Wir können den intelligiblen Dingen jedes beliebige Prädikat beylegen, das uns vernünftiger Weise

an ihnen Vergnügen macht, wenn es nur nicht aus der Sinnenwelt hergenommen ist.

Beweis.

Wenn wir den intelligiblen Dingen ein Prädikat von der angezeigten Art, und unter der angezeigten Bedingung beylegen, so sind dieselben auch gezwungen, dasselbe wirklich zu haben. Denn widrigenfalls wäre es wiederum unmöglich, dem höchsten Gebote der schönen Vernunft (§. 17.) ein Genüge zu thun. Kämen nämlich diejenigen Eigenschaften und Prädikate überhaupt, welche uns an den Dingen ansich (den intelligibeln) wahres Vergnügen machen, diesen Dingen nicht auch eo ipso wirklich zu, so wäre dieses Vergnügen wiederum Schein und Betrug, keinesweges aber ein wahres Vergnügen.

Es gäbe also schlechterdings keine Dinge, die uns wahres Vergnügen machen könnten (16. im Anf.); und es wäre also unmöglich, die Verpflichtung, die uns die schöne Ver-

nunft auflegt, zu erfüllen; welches aber ungereimt ist, und nicht statt finden kann. Mithin müssen die Eigenschaften, die uns an den intelligiblen Dingen auf eine vernünftige Art Vergnügen machen, (wenn sie nur nicht sinnlich sind) diesen Dingen können zugeschrieben werden; und diese Dinge müssen eo ipso gezwungen seyn, diese Prädikate wirklich zu haben.

§. 22.

Etwas das nicht im vorigen §. stand.

Dem allen zu Folge liegt es also klärer am Tage als das Sonnenlicht, einmal: daß es intelligible Dinge gebe (§. 17.) und dann: wie wir zur Kenntniß derselben gelangen. Wir haben also die Schwierigkeit gehoben, die jedem andern unauflöslich scheinen mußte, und damit die herrlichste Aussicht in das Gebiet der schönen Künste und Wissenschaften geöffnet.

Auf ihr jungen aufkeimenden Genie's: Dichter, Maler, Bildhauer ꝛc. verlaßt den bisher allgemein angebauten Boden eurer Künste, wagt es in die intelligible Welt hinüber zu fliegen (wir haben euch ja den sichern Weg gewiesen); wagt es, eure Schläfe mit den Kränzen zu umwinden, die dort blühen, den Lorbeer, den ewig grünenden Lorbeer, der dort euch winkt, zu erringen! Versucht es nur erst, euch a priori eine intelligible Bildsäule zu denken — sie wird euch begeistern; oder einen Tanz der Monaden — er wird euch entzücken!

Freylich wird es fürs erste schwer seyn, die verwöhnten Menschen, die nur an Betrügerey der Sinne Geschmack bisher fanden, an diesen edlern Stoff der schönen Künste und Wissenschaften zu gewöhnen; inzwischen muß man sie nach und nach durch unmerkliche Stufen dahin zu bringen suchen, daß sie die intelligiblen Dinge, die auf keine mögliche Weise empfunden werden können, empfinden lernen.

Unterdessen wird es zu dieser Absicht rathsam seyn, den alten Stoff zum Theil noch beyzubehalten, nur etwas von dem edlern und wahren unterzumischen, und dadurch, daß man jenen auf eine wahre und der Sache angemessene Art behandelt, die Gemüther jenem erhabenen Ziele immer etwas näher zu führen. Um diese Theorie noch mehr aufzuklären, wollen wir einige aus dem angeführten allgemeinen Grundsatz folgende specielle Regeln hier anführen.

§. 23.

Der Fuchs im Schafpelze.

Die unbedingte, oder (da sie auch nicht durch Vernunftgründe bestimmt wird) unvernünftige Freyheit ist etwas, das uns an unsrer Seele vernünftiger Weise viel Vergnügen machen müßte, wenn sie damit begabt wäre. Also muß unsre Seele eine unbedingte Freyheit haben (§. 21.).

Daher hängt es blos von der Seele ab, welche Dinge für sie lächerlich, ernsthaft, erhaben und rührend seyn sollen. Mithin ist es thörigt, wenn sich die Schauspieldichter, und andere, so viel Mühe geben, ihre Gegenstände lächerlich, rührend u. s. w. zu machen, welches überdem zu Nichts hilft. Denn wenn die Seele nicht will, so ist für sie, vermöge ihrer unbedingten Freyheit, auch das Lächerlichste nicht lächerlich, das Rührendste nicht rührend! Daher haben die Dichter nichts zu thun, als über die Scene jedesmal zu setzen: „Diese Scene soll lächerlich seyn! Diese rüh„rend! Diese erhaben!"

§. 24.

Erfreuliche Bothschaft.

Die Schauspieldichter haben sich oft mit der Einheit des Orts und der Zeit gemartert, und eine Schlange in ihrem Busen genährt. Einheit des Orts und der Zeit verdirbt alle

gute Anlage im Stücke, und soll und muß gänzlich wegfallen (§. 10.).

Für eine dramatische Handlung ist der beste Schauplatz die ganze Welt, nebst den umliegenden Dörfern; die beste Zeit ihrer Dauer eine Ewigkeit. Wie konnte man es also tadeln, wenn einige Dichter in einer Tragödie Kinder zu Greißen werden ließen? Wenn im ersten Akte Vater Adam, und im letzten seine Enkel im achtzehnten Jahrhundert erschienen, so wäre das noch eine sehr mittelmäßige Dauer der Handlung.

§. 25.

An den großen Mogul.

Um alles Sinnliche so viel als möglich zu vermeiden (§.8.), wird es auch gut seyn, Schauspiele nicht — wie bisher — in Aufzüge und Auftritte, sondern vielmehr in Kapitel und Paragraphen abzutheilen. Hiebey wird man noch überdem einen doppelten Vortheil ha-

ben: 1) Kann man über die Kapitel und Paragraphen ihren jedesmaligen Inhalt setzen. Diese Ueberschriften müssen die Aktöre bey der Aufführung des Stücks hersagen: und sie werden dadurch die Zuhörer sogleich in den Stand setzen, die ganze Handlung und ihren Gang zu übersehen. Hierdurch kann man sich der so beschwerlichen, sogenannten Exposition der Handlung überheben. 2) Es können die Kapitel und Paragraphen von den handelnden und redenden Personen in vorkommenden Fällen citirt werden.

Schlußchor meiner Solostimme.

Diese wenigen speciellen Regeln mögen nun ungefähr einen Vorschmack geben von jeder künftigen (versteht sich. wahren) Aesthetik oder Theorie des Geschmacks. Diese war nicht eher möglich, bis meine Kritik der schönen Vernunft erschien. Nun aber werden die besten Köpfe das Gebäude einer Aesthetik leicht aufführen können, da ihnen Ma-

terialien, Bauzeug und Plan angewiesen sind.

Um auch den schönen Künstlern von einem nach dieser neuen Aesthetik eingerichteten Trauerspiele einen Vorschmack zu geben, will ich zum Schlusse noch die Personen einer Tragödie hersetzen, die mir so eben einfällt. Man wird aus den Personen sogleich den ganzen Geist des Stücks aufs deutlichste ersehen.

Raum und Zeit,

ein transscendentales Trauerspiel,

in 15 Kapiteln, deren jedes 15 mal 15 Paragraphen enthält.

Personen:

Sinnlichkeit, Königinn unter dem Monde,
Raum, ihr Sohn,
Zeit, ihre Tochter.
Noumenon, ein Fremder, Bräutigam der Zeit; aber, weil er ein Zwitter ist, und

sich immer umkleidet, zugleich Braut des Raums.

Der gesunde Menschenverstand, ein Verwandter der Königinn, und Freywerber für Noumenon bey der Prinzeßinn Zeit.

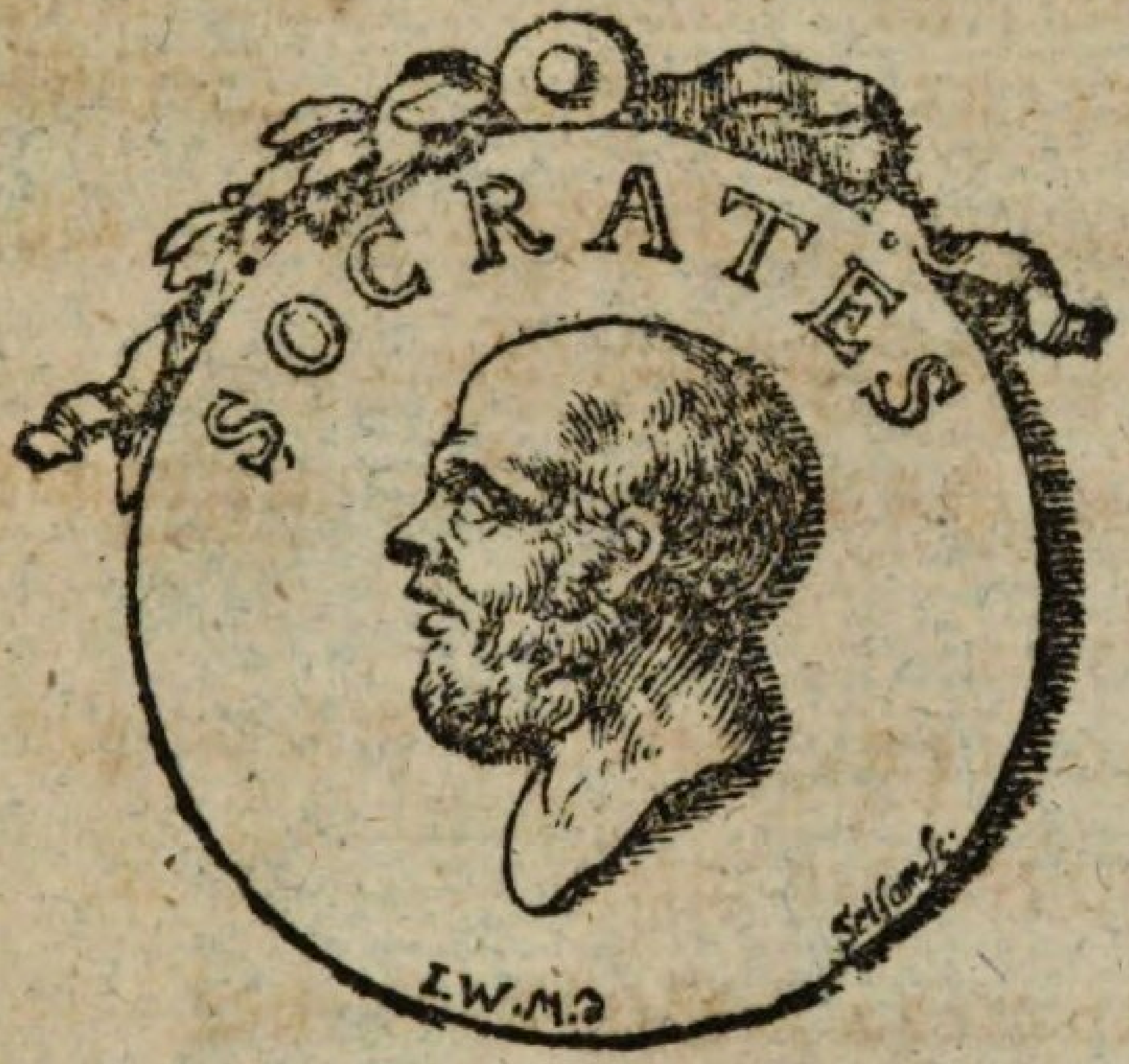
Der reine Verstand, Selbstherrscher der ganzen intelligiblen Welt; Oheim der Königinn Sinnlichkeit.

Die Anschauung, Kammerfrau der Köginn.

Kategorien, geheime Räthe des Selbstherrschers der intelligiblen Welt.

Antinomien, Gerichtsdiener.

(Außerdem 6 Regimenter unsinnlicher Infanterie, 4 dergleichen Cavallerie, wie auch 32 transscendentale Kanonen; ingleichen 6 theoretische Feldschlangen, 6 praktische Haubitzen, 6 Mörser a priori, und unzählige Bomben a posteriori.)


SOCRATES
I.W.M.D

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kritik der schönen Vernunft

Frankfurt u.a. 1800

Ph.sp. 450
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043650-1
VD18 14507404-001